Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 21

Artikel: Im Kameruner Urwald
Autor: Krueger, Alb. G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670228

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

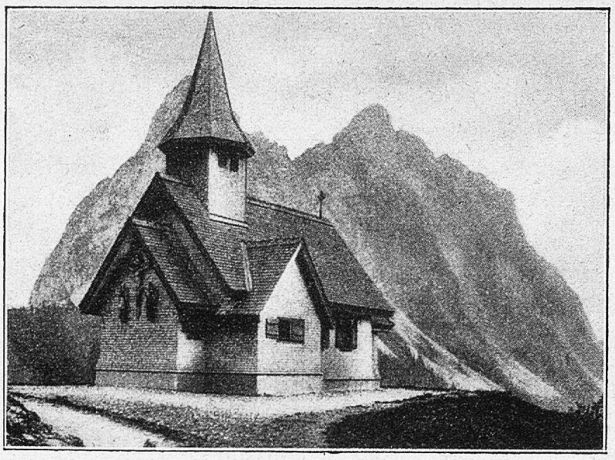
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

falls er unter die Kletterer gehört. Kein Pfad führt dort hinauf, nur die eigene Geschicklichkeit ist der Preis einer Gipfelrast auf beiden Aussichtswarten des Kleinen Mythen.

Doch nicht nur dieses Zweigipfelmassiv des Kleinen Mythen, sondern auch die stolze Felspyramide des Großen Mythen, an deren Fuß wir zuerst vorbeigewandert sind, ladet zum Klettern ein alle die, welche nicht den gebahnten Weg benutzen wollen. Seine himmelstürmenden Flanken sind denn auch schon von allen Seiten mit Erfolg in Angriff genommen worden. Die Erstbesteigung ist in den sagenhaften Schleier einer Legende gehüllt: Ein zum Tode verurteilter Verbrecher wurde gezwungen, sich selber den Weg zum Gipfel hinauf zu suchen. Als Beweis seiner behaupteten Unschuld galt die allfällige Rückkehr ins Tal hinunter. — Sicherere Kunde der Erstbesteigung meldet uns eine Chronik, laut welcher der Große Mythen im Jahre 1790 von einem jungen Burschen bestiegen wurde, der auf dem Gipfel ein hölzernes Kreuz aufstellen sollte. Vermutlich schlug der berggewandte Jüngling ungefähr die gleiche Route ein, wie der jetzige Weg von der Holzegg aus. —



Kapelle auf Haggenegg.

Die Haggenegg ist erreicht. Von ihr aus führt ein gutes Fahrsträßchen in zahlreichen Kehren talwärts nach Schwyz und Steinen hinab. Rechter Hand dehnen sich die sanftgewellten Hänge und Höhenzüge des Haggenberges und des Hochstuckli. Zur Winterszeit, wenn weiches, flaumiges Linnen dieselben einhüllt, bilden sie ein wahres Paradies für Skifreunde. Des Sonntags, wenn im Tale dichter, nasser Nebel braut, und in den Städten zur Mittagszeit die Lichter brennen, pilgern Scharen von Wintersport-Freunden von weit her auf jene sonnigen, wärmeumfluteten Höhen, auf denen ein frisch pulsierendes Leben und Treiben einsetzt bis spät am Abend. —

Wir selber wählen den Abstieg ins Tal auf weichem Teppich grüner Matten, vorbei an den Gehöften Mostelegg und Mostelberg nach Sattel. Dort führt uns die Südost-Bahn durch historisches Gelände, an Rothenturm vorüber, in die sonnigen Halden von Feusisberg und Wollerau. Dann hinunter an die heimatlichen Gestade des Zürichsees. Vom andern Ufer grüßt das alte Städtchen Rapperswil mit seinem hochragenden Schlosse und den beiden Türmen seiner ehrwürdigen Kirche freundlich herüber. Und unweit davon träumt im Abendfrieden das poesieumwobene stille Eiland, von dem der Dichter sagt:

„Des Morgens lacht, wie eine junge Frau,
streng blickt am Abend meine Ufenau,
durch Flutendunkel geisterhaft gestreckt
von nahem Bergesschatten zugedeckt." C. F. Meyer

M. Meister.

Im Kameruner Urwald.

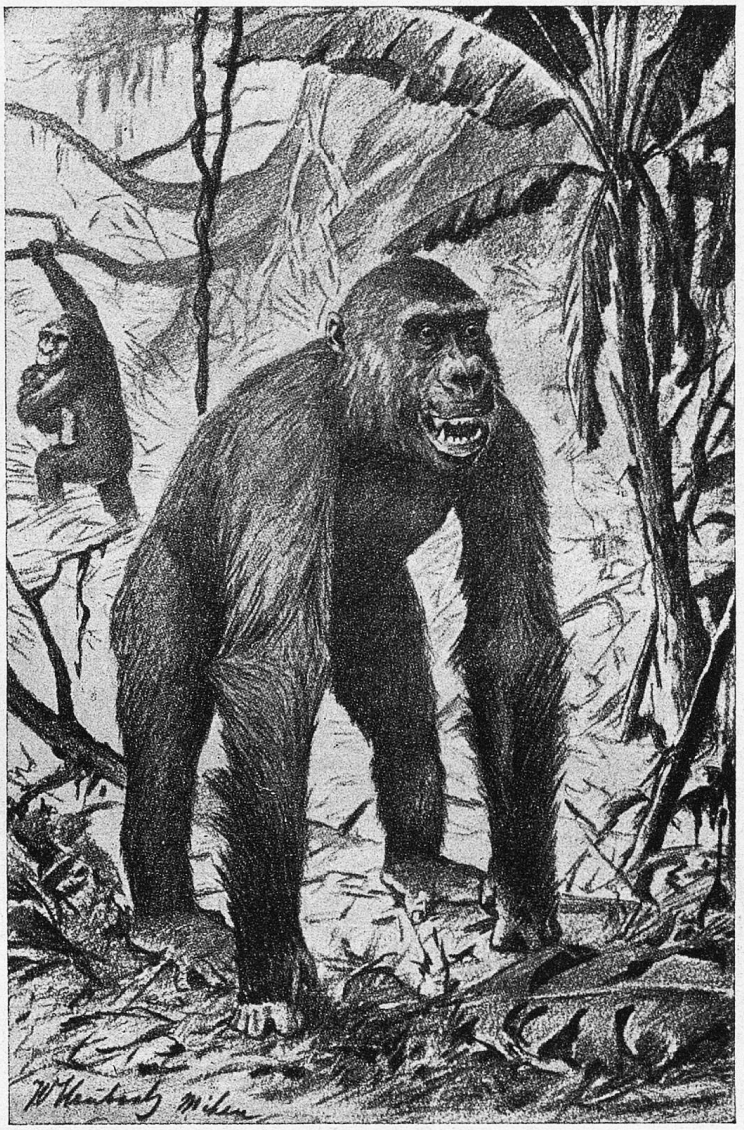
Eine Tiergeschichte von Alb. G. Krueger.

Jene feuchtheiße Schachtelluft, die in den ewig dämmrigen, durch Dornen und Lianen fast undurchdringlichen, nur von wenigen schmalen Negerpfaden durchschnittenen Urwäldern Kameruns brütet, jenen Urwäldern, die noch nie durch den Tritt eines Menschen in ihren unzugänglichsten Teilen entweiht worden sind, ist wahrlich die vorzüglichste Bruttemperatur für die großen Anthropomorphen Afrikas. Und in den unzugänglichen, von einer wahnsinnig gewordenen Vegetation in tollem Durcheinander über- und durchwachsenen Windbrüchen, versteckten Lichtungen und Buschknäueln finden sie ein Dorado, wie es ihnen in ganz Afrika nicht zum zweiten Male geboten wird. Hier sind sie denn aber auch zu Hause, alle die Gorillas, Schimpansen und Tschegos. Und dennoch kann man lange in Kamerun leben, ohne auch nur einen

von ihnen zu Gesicht zu bekommen, wenn es nicht einmal einem der älteren „Männer" gerade einfällt, bei seinen weiten Bummeltouren ein ihm gerade gelegenes Negertown zu besuchen, um dort Unheil zu stiften. Das kommt manchmal vor. Aber wer über das Leben und Treiben der Anthropomorphen Näheres wissen will, der muß ohne Rücksicht auf sein Leben tief, tief in diese unzugängliche Wildnis eindringen und hier unter unsäglichen Mühen und Gefahren, immer in Todesnot, forschen und forschen. Dann aber entrollen sich auch vor seinen Augen Szenen und Bilder, die jede Gefahr aufwiegen.

Langsam nähert sich die Sonne der Kimm. Die drückende Schwüle, die Tags über unter den dichten Kronen der alten Urwaldriesen gebrütet, wird ein wenig durch den von dem Meere herüberwehenden Flutwind gemildert. Und sofort beginnen die Tiere, die während der größten Hitze der Ruhe pflegten, lebendig zu werden. Das schrille Kreischen einiger Papageien bildet den Auftakt. Alle andern gefiederten Bewohner des Waldes fallen mit ihren mehr oder weniger melodischen Stimmen ein. Und schnell genug ist das Konzert so ohrenzerreißend, als nur je vorher. Auch das Haarwild wird munter. Die Lurche und Kriechtiere hat die Hitze überhaupt nicht tangieren können.

Zwischen dem Wurzelgewirr eines gestürzten Waldriesen, das ein Euphorbienbusch überdacht, liegt ein großer, haariger Klumpen, der sich nun auch zu rühren beginnt. Ein Teil dieses Klumpens, und zwar der kleinere, trennt sich ab, krümmt, reckt und dehnt sich. Ein Satz dann, und ein Gorillaweibchen steht auf der kleinen Lichtung, kratzt sich noch ein weniges und huscht dann eilig zu einem Busch, an dem dicke rote Beeren in großer Zahl in Trauben wachsen. Diese Beeren verschwinden nun in großen Mengen in dem weiten Rachen. Ein lebhaftes Kauen und Schmatzen setzt ein. Von Zeit zu Zeit aber wird das unterbrochen. Mit etwas seitwärts geneigtem Kopf äugt die „Madam" für Sekunden schnell seitwärts nach dem restlichen Teil des Klumpens, von dem her ein dumpfes Schnarchen und Blasen herüber tönt:



Angreifender Gorilla. (Seltene Aufnahme.)

„Orrrra! — Orrrra!" lockt sie wiederholt. Aber den Herrn Gemahl stört das nicht im geringsten. Ruhig schnarcht er weiter.

Da richtet sich das Weibchen plötzlich steil auf. Die Augen beginnen zu glühen. Vor ihm in dem dichten Unterholz hat es verdächtig geknackt. Und leise bewegen sich dort einige Zweige. Langsam, mit angelegten Ohren, dumpf röchelnd, weicht es einige Schritte zurück, dem Lager des Gemahls zu und scheint hier, die

Augen starr auf das Gebüsch geheftet, zu Stein zu erstarren. Seltsam! Auch alle die Vögel, die eben noch so lustig schmetterten und kreischten, sind plötzlich verstummt. Nichts mehr rührt sich ringsum. Es ist so, als hielte die Natur plötzlich den Atem an.

Jetzt!

Ein wütendes, blutdürstiges Grollen. In großem Bogen saust blitzschnell ein gelber, länglicher Schatten über das Buschwerk, und ein mächtiger Leopard landet kaum drei Schritte von dem Gorillaweibchen, das mit entsetztem: „Tirrrr — öööh! — Tirrrr — öhrrr!" zur Seite schnellt, auf der Lichtung, um sich sofort zu dem Fangsprunge zusammenzustellen. Der Leopard ist noch jung und dumm. Überdies plagt ihn wütender Hunger. Früher hat er sich teilweise von Hundsaffen genährt, die ihm leicht zur Beute fielen. Nun denkt er, es geht immer so. So in Anspruch genommen ist er dabei von seiner fast sicheren Beute, daß er auf nichts mehr achtet. Er sieht nicht die riesige Gestalt, die da aus dem Wurzelgewirr mit einem Ruck herauswächst. Er sieht nicht den weit offenen, fürchterlichen Rachen, nicht die sich griffbereit vorstreckenden Hände. Er berechnet nur noch den Sprung, der ihm die Beute unter die Krallen bringen soll. Ehe er aber diesen Sprung noch ausführen kann, liegt der männliche Gorilla schon über ihm. Seine gewaltigen Arme umschlingen Vorderpranken und Brust des Leoparden wie mit eisernen Klammern. Und während er sich kurz aufrichtet und dabei den Leoparden vom Boden aufreißt, gräbt sich sein fürchterliches Gebiß unter wahrhaft unwahrscheinlichen Heul- und Kreischlauten in das Genick des Gegners.

In Todesangst sträubt sich der Leopard aus allen Kräften gegen die fürchterliche Umarmung. Es ist ganz vergebens! Seine Hinterpranken arbeiten in der Luft. Sie können den Boden nicht mehr fassen. Immer fester umschnüren ihn die Arme des Gorilla. Immer tiefer graben sich dessen lange Hauer in das Muskelfleisch des Nackens. Nun ein scharfes Krachen. Die Krampfbewegungen des Leoparden lassen nach. Kraftlos hängt der Körper in den ihn umschlingenden Armen, die ihn nun heftig zu Boden schleudern. Ein kurzes Zucken noch. Dann ist's aus!

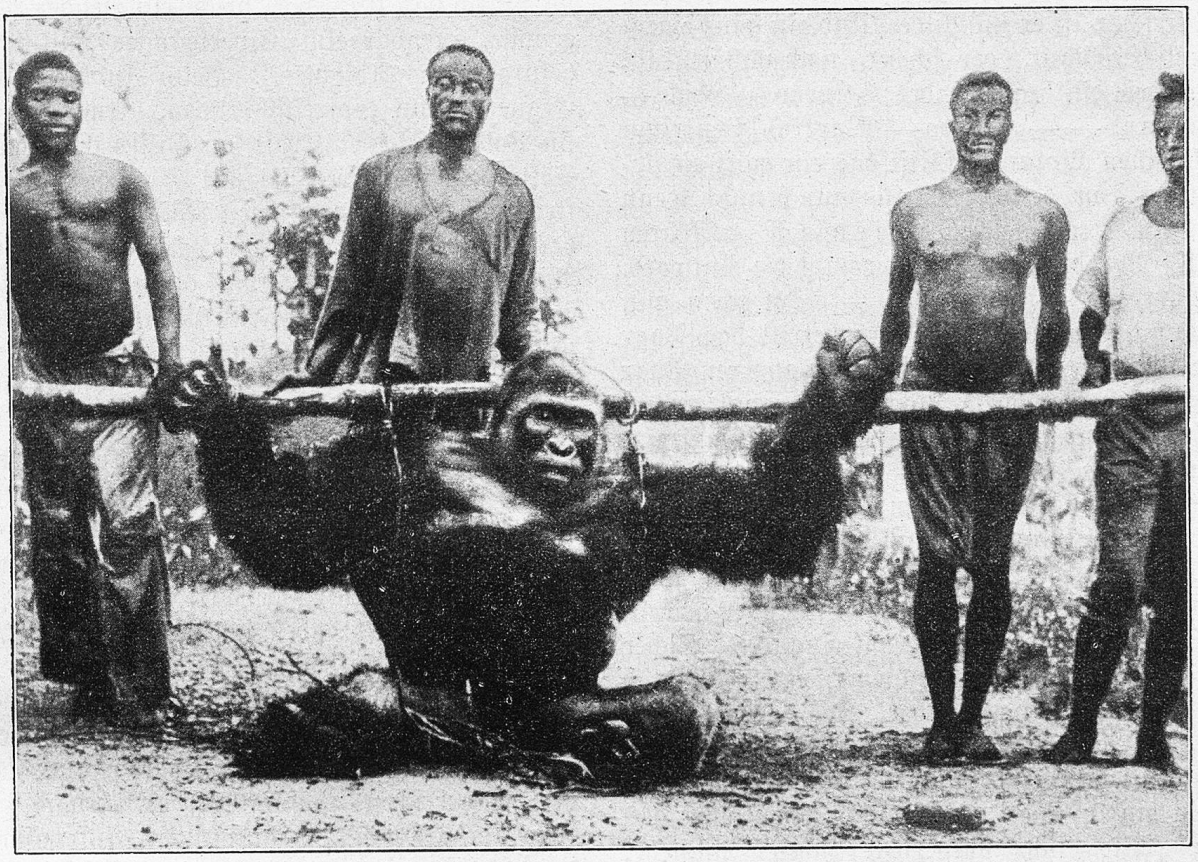
Eingeschüchtert kauert das Weibchen seitwärts und schaut mit glühenden Augen dem Kampf zu. Krampfhaft bewegen sich seine Hände. Kein Laut aber irrt über seine Lippen. Nur sein Atem pfeift leise. Nun ist das Werk getan. Mit einem letzten kurzen Aufheulen richtet sich der Gorilla auf und starrt sekundenlang auf sein Opfer. Dann wälzt er sich wie rasend im Moos und Farnen, um das Blut von seinem Leibe los zu werden, das ihn bespritzte, immer wilder, immer toller. Endlich ein kurzes, befehlendes: „Aarrrrrr!" Und in mächtigen Sätzen, dicht gefolgt von dem Weibchen, saust er auf seinem versteckten Wechsel hinein in die grüne Flut, die hinter beiden zusammenschlägt, weiter in schneller Fahrt, immer vorwärts.

Endlich wird Halt gemacht. An einem mit Farnen dicht bewachsenen Hag, den undurchdringliches Gewirr von Dornen und Lianen einhegt, und den uralte Waldriesen beschatten, sprudelt ein Quell. Dahin stürmt nun der Gorilla und schluckt unheimliche Wassermassen in sich hinein. Ab und zu hebt er schnell den Kopf und sichert nach allen Seiten. Aber immer wieder wendet er sich dem kühlen Naß zu. Endlich ist er fertig. Und während nun das Weibchen seinen Durst löscht, hockt er nieder, tastet dumpf brummend und ärgerlich knurrend an seinen Gliedern herum und bewegt sie wie prüfend. Gottlob! Die Knochen sind alle heil, die Muskeln in Ordnung. Aber einige Kratzer hat er doch abgekriegt, an denen er nun herumwischt. Inzwischen ist das Weibchen fertig geworden und hockt bei ihm nieder. Dann wird noch rasch ein Fruchtbaum geplündert, der Hunger gestillt. Und unter einem Busch auf weichem Moose läßt sich der „Alte" nieder, um einen langen Schlaf zu tun. Eine Weile bummelt das Weibchen noch umher, nascht hie und da ein wenig, trinkt auch noch einmal. Aber als es dunkel wird, schleicht es zu dem Alten, der fürchterlich schnarcht und röchelt, und kauert sich, dicht an ihn gedrängt, auch zur Ruhe nieder.

Einige Tage bleibt das Paar hier an der Quelle. Die Wunden des Alten haben sich rasch mit dickem Schorf bedeckt und schreiten der Heilung entgegen. Bei Wildnistieren geht das sehr rasch. Aber, da er sich noch nicht „so recht extra" fühlt, — etwas Wundfieber hat er auch überstehen müssen, — da die schöne Quelle so nahe und auch Fruchtbäume in genügender An-

zahl vorhanden, bleibt man eben hier. Die Laune des Alten ist keineswegs rosig. Er brummt und knurrt viel, das Gesicht zeigt andauernd einen stark verärgerten Ausdruck, obschon ihm das Weibchen allerlei Leckerbissen heranschleppt, ihn auch durch tausenderlei Kapriolen und Locklaute aufzuheitern sucht. So gehen die Tage. Schon werden die Früchte in der Nähe knapp. Immer weiter muß das Weibchen laufen, um die nötige Nahrung herbeizuschaffen. Und immer dringender werden seine Aufmunterungs- und Lockversuche. Doch vergeblich! Der Alte macht längst noch keine Anstalten zum Weiterwandern.

So ist wieder einmal aus Abend und Morgen ein neuer Tag geworden. Hell und klar strahlt die Sonne von dem wolkenlosen Himmel hernieder. Leuchtenden Speeren vergleichbar, zucken ihre Strahlen blitzartig durch das Blättergewirr und lassen die Wipfel der Urwaldriesen grün-goldig schimmern. Eine prachtvoll duftende Luft zieht mit dem frisch einsetzenden Monsun in die Dickungen. Fröhliches Leben und Treiben allüberall. Da richtet sich der Alte plötzlich mit einem energischen Ruck auf, blinzelt eine Weile den goldenen Tag an, als ob er sagen wolle: „Naaaaa..?" Dann schreitet er auf die Lichtung hinaus, kratzt sich, dehnt sich und gähnt ausgiebig. Eigentlich ist ihm „sauwohl". Und plötzlich macht er einige sonderbare Sprünge, Drehungen und Kapriolen. Donnerwetter, das Leben ist doch schön! — Ganz erstaunt sieht das Weibchen eine Weile dem sonderbaren Gebahren ihres Eheliebsten zu. Dann kreischt es laut auf und springt ebenfalls lustig umher. Es weiß nun, der Alte ist wieder gesund, und das fröhliche Wanderleben kann von neuem beginnen.



Riesen-Gorilla aus Kamerun.

Schnell nun noch ein Abschiedstrunk aus der Quelle, ein paar Beeren für den gröbsten Hunger: „Uharrrr!" Und fort geht es, der Alte voran, die Madam dicht hinterher, hinein in die Wildnis. So wandern die beiden eine Weile fort. Hier wird kurze Zeit Halt gemacht, um ein paar besonders saftige Früchte zu knabbern, dort eine Bananen-Traube gepflückt. Ab und zu betrachtet der Alte prüfend das Terrain, um einen Lagerplatz zu finden. Aber immer

wieder ein mißvergnügtes Knurren. Es paßt alles nicht recht. Bald fehlt dies, bald jenes. Also weiter! Stunden vergehen. Plötzlich stutzt der Alte. Stimmen vor ihm, bekannt und vertraut. Was ist denn das? — Langsam, fast schleichend, mit gesträubtem Haar, zieht er vorsichtig weiter. Noch trennt ihn dichtes Buschwerk von einer kleinen versteckten Lichtung. Aber schon ist er im Bilde. Und ein ganz eigentümlicher Laut, der schwer nachzuahmen ist, etwa wie ein begütigendes: „Hoooo — öhöh — warrrrr! — — Hoooooo — Warrrah!" entringt sich seinen Lippen. Es ist das ein ganz einzigartiger Ton, den der Gorilla nur benutzt, wenn er mit seinesgleichen friedlich verkehren will. Von drüben erfolgt prompt die Antwort: „Worrrräh — worrrräh! — Ist schon gut. Kommt nur näher!" Dann betritt das Paar die Lichtung und sieht sich einem anderen Paar gegenüber, das diese Lichtung bewohnt. Nun sekundenlang ein gegenseitiges Abtaxieren, dann kurz: „Öhöhöh — arrrrrrrrrr!" Die Weibchen nähern langsam einander, beschnüffeln sich, gutmütig brummend, und tasten einander ab. Die Männchen sehen dem gemütlich knurrend eine Weile zu, halten sich aber doch in respektvoller Entfernung von einander. Sicher ist sicher. Und: Kann man wissen? — Endlich ist die Begrüßung vorüber. Die Weibchen kehren zu ihren Eheherren zurück. Und unter einigen gutmütig klingenden Abschiedslauten zieht unser Paar weiter, nicht aber ohne daß der Alte sich wiederholt scheu umsieht: „Naaa.....?"

Eine neue Wohnstatt, die allen Bedürfnissen Rechnung trägt, ist nicht so leicht gefunden. Daher wandert das Paar sehr weit. Ein Nachtlager muß noch einmal vorübergehend bezogen werden. Morgens geht es dann unentwegt weiter vorwärts. Der Hunger kann unterwegs überall gestillt werden. Der Alte steuert jetzt einem ganz bestimmten Ziele zu. Aus seiner „Brautfahrtzeit" erinnert er sich einer Stelle, die eine Wohnstatt bietet, — eine Wohnstatt, so komfortabel und bequem, — so, — so.....

Plötzlich aber vergehen ihm alle Gedanken. Vor ihm im Unterholz knackt es gefahrdrohend. Wütendes Knurren, Pfauchen und Röcheln bohrt sich in die friedsame Stimmung, gleitet näher und näher. Ängstlich retiriert das Weibchen hinter den Lebenskameraden, der sich nun zu seiner ganzen, imposanten Größe aufrichtet. Er ist völlig orientiert. Er weiß, was da gleich hervorbrechen wird. Und er weiß auch, daß er jetzt fest stehen muß, will er das drohende Unheil bestehen.

Da ist es auch schon!

Durch das Unterholz bricht ein riesiger Artgenosse, offenbar ein „Einzelgänger" mit ausgesprochenen „Absichten". Beim Anblick seines Gegners stutzt er freilich etwas. Auch der ist im Vollbesitz seiner Kraft, an Größe ihm gleich. Sekundenlang stehen sich die Kämpen mit gesträubten Kämmen, offenen Rachen, aus denen der Schaum trieft, dumpf röchelnd gegenüber. Wie abschätzend irren die glühenden Augen übereinander hin. Jetzt ein wahnsinniges, kurzes Aufheulen. Schon haben sie sich gepackt. Und nun beginnt ein Kampf, der an Raserei und Wildheit in Afrika seines Gleichen nicht hat.

Unter gelegentlichem kurzem Aufkreischen, ganz unwahrscheinlichen Heul-, Lach- und Knurrlauten, die keine Feder zu beschreiben vermag, rast jetzt der Kampf hin und her, auf und nieder. Eisenfest gepackt, ja, völlig ineinander verkrampft haben sich die kampfgewohnten Recken. Nun heißt es, das fürchterliche Gebiß sprechen lassen. Das ist aber bei solchen Gegnern nicht leicht. Endlich gelingt es dem einen, mit dem Gebiß die Schultern des andern zu erreichen. Sofort beißt er sich dort fest. Nur ein gellendes, wahnsinniges Aufkreischen des Gebissenen, eine tolle, unwahrscheinliche Drehbewegung. Und frei ist die Schulter, aus der das Blut in Strömen fließt. Wieder wogt der Klumpen eine Zeit lang hin und her. Da kann der zuerst Gebissene die Kehle des anderen packen. Sofort beißt, reißt und zerrt er daran. Dumpfes Gurgeln schwillt auf, und aus der zerrissenen Kehle spritzt jäh das rote Blut. Schon läßt der Gepackte in seinem Griff nach, packt aber dafür im Todeskampf den Unterleib des anderen. Im Nu ist die Bauchdecke geschlitzt, hängen die Eingeweide heraus, die durch das wahnsinnige Hin und Her zerrissen, zertrampelt werden. Aber die wütenden Bestien geben sich nicht, stürzen, kollern am Boden hin und her, gellendes Heulen, schrilles Kreischen — Blut — Blut bedeckt allerorten die bäumenden, krampfenden Glieder. Schwächer und schwächer werden die Bewegungen. Endlich nur noch ein

zeitweiliges Zucken — dumpfes Röcheln — dann Stille — Totenstille.....

Entsetzt und verschüchtert hat das Weibchen dem Kampf aus sicherer Entfernung zugesehen. Nun nähert es sich langsam und bricht in ein anhaltendes Klagegeheul aus. Immer wieder versucht es, dem nun stillen Lebenskameraden aufzuhelfen. Allein vergeblich! Der rührt sich nicht mehr!

Die Nacht bricht herein. Leise winselnd hockt das Weibchen neben dem Toten und fährt nur ab und zu hoch, um allzufreches, heulendes, jaulendes Raubgesindel, das der Blutgeruch anlockt, zu verjagen. Aber immer wieder kehrt es zu den Leichen zurück. Als aber der Morgen tagt, rafft es sich endlich auf. Hier ist ja doch nichts mehr zu wollen. Noch ein letzter Blick gilt dem toten Genossen. Dann wandert die „trauernde Witwe" davon.

Indessen die Witwenschaft dauert nicht lange. Nach nur kurzem Alleinsein nähert sich schon unter tollen Verrenkungen und Kapriolen ein neuer „Kavalier", wird angenommen, und fortan wandert ein neues „Ehepaar" durch den stillen Urwald. —

Also spielte sich das Leben der Gorillas unter den düsteren Urwald-Riesen schon vor Jahrtausenden ab, wogt es heute und wird sich abspielen, bis der letzte Gorilla dem größten und raffiniertesten Raubtier der Erde, dem Menschen, zum Opfer gefallen ist. Und dieser Zeitpunkt dürfte nicht allzufern sein, wenn auch der Kameruner Riesengorilla durch seine schwer zugänglichen Urwälder immerhin etwas geschützt ist.

* * *

Obige Schilderungen sind das Ergebnis einer ganzen Anzahl jahrelanger, äußerst mühseliger und höchst gefährlicher Einzelbeobachtungen, die zusammengestellt, aber sehr wohl das Gorillaleben in der Wildnis zu illustrieren vermögen! Das Leben der Wildnistiere stellt sich meist ganz anders dar, als es bisher in den Naturgeschichtsbüchern beschrieben wird!

Das Getreidefeld im Volksglauben.

Von Aug. Knobel.

Zwei Zeitabschnitte sind für den Landmann von größter Bedeutung: die Tage der Aussaat und die Tage der Ernte. Die letzteren gelten ihm weit mehr als die ersteren, denn von ihnen hängt das Glück und der Wohlstand des kommenden Jahres ab. Im Altertum galt die Erntezeit sogar als eine heilige Zeit; selbst die Gerichtssitzungen wurden während ihrer Dauer aufgehoben. Fast alle Völker opferten in diesen Tagen gewissen Gottheiten, die im Anfange alles Seins vom Himmel gestiegen waren, um die Menschheit mit der Gabe der Feldfrüchte zu beglücken.

Den Griechen und Römern war Demeter (Ceres) die Göttin des Ackerbaues und des Getreides, weshalb Maler und Bildhauer diese Wohltäterin auch mit einem Ährenkranz im Haar oder einem Füllhorn in der Hand darstellten. Die alten Deutschen sahen in Wodan ihren Erntegott. Wagner sagt in seinen „Entdeckungsreisen" über diesen wohlwollenden Beschützer des Getreideackers: „Odin (Wodan), der stürmende Schlachtengott der Germanen, der die wilde Jagd und das wütende Heer anführt, ward auch zum allmächtigen Beschützer der Feldflur. Er fuhr über das Ährenfeld als Gott des säuselnden Windes. Er schüttelte jeden blühenden Halm, daß der Blütenstaub befruchtend sich ausstreute. Er segnete das brotspendende Feld und drohte mit Wolfsrachen und Eberzahn dem Frevler, der es verletzte."

Aber auch die Gemahlin des obersten der Götter, die liebliche Frau Holle, trug das ihre zum Gedeihen der Ernte bei. Begleitet von einer Schar Wichtlein und Elfen, wandelt sie im leuchtenden Morgenrot durch die taufrische Flur, die Halme segnend, daß die Ähren ansetzen und Körner reifen. Dem Landmann waren die schmalen Pfade, die der Zug der Kleinen durch das Ährenfeld bahnte, wohlbekannt. Elfenpfade nannte er sie.

Neben den Beschützern der Ernte und des Getreidefeldes kannte der Bauer aber auch Geister, allerlei menschenfeindliche Wesen, die der Ernte schadeten. Und wie er jenen Dankopfer darbrachte, so opferte er diesen aus Furcht, die so weit ging, daß er sich scheute, den Namen der Bösen auszusprechen. In manchen Gegenden fürchtete man sich sogar, an einen männlichen Dämon zu denken und übertrug seine Macht